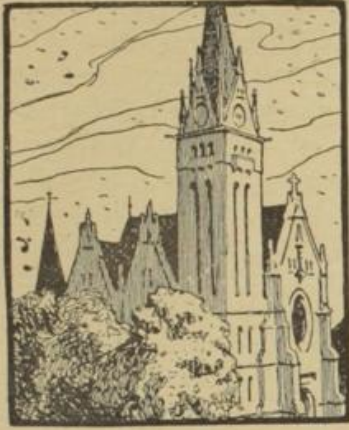


Sonntagsgruß



Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 29.

Bießen, 7. Sonntag nach Trinitatis, 26. Juli 1914.

3. Jahrgang.

Im Dienste Gottes.

Jeremia 20, 9. Ich dachte: Wohl, ich will sein nicht mehr gedenken und nicht mehr in seinem Namen predigen. Aber es ward in meinem Herzen wie ein brennend Feuer, in meinen Gebeinen verschlossen, daß ich's nicht leiden konnte und wäre schier vergangen.

Wenn wir das Buch Jeremia mit Nachdenken lesen, so werden wir finden, daß wir es hier mit einer der edelsten und ergreifendsten Gestalten des alten Testaments zu tun haben. Was macht uns den großen Propheten so anziehend? Gewiß auch der hohe Schwung seiner Gedanken. Wir bewundern seinen religiösen Weitblick und seinen sittlichen Ernst. Wir sehen ihn eifern gegen das götzendienerische Volk und kämpfen für den Bund Gottes mit seinem Volk. Das gewinnt uns für Jeremia. Den tiefsten Eindruck aber macht er zweifellos auf uns, wenn wir einen Blick tun dürfen in sein innerstes Leben. Schon in jungen Jahren war er zum Propheten berufen, aber dieser Beruf brachte ihm viel Jammer und Herzeleid. Kein Wunder auch! Mußte doch er, der Weichmütige, Zartfühlende, seinem Volk den Untergang verkünden. Da kämpfte er heiße Kämpfe in seinem Innern, da rang er mit seinem Gott um sein Volk. Das trieb ihn manchmal in die tiefste Verzweiflung. In solcher Lage zeigt ihn auch unser Schriftwort. Aber es zeigt uns auch gleichzeitig den tapferen Ueberwinder.

Um dieses Wort ganz zu verstehen, müssen wir das Leben des Propheten uns noch etwas genauer ansehen. Er war vor allem ein ungeheuer opfermutiger Mann. Er hat auf ein bequemes, behagliches Leben, wie er es als Sohn einer vornehmen Familie hätte führen können, verzichtet. Er hat auf das Familienleben verzichtet, auf gesellige Freude, mit einem Wort auf alles, was das Leben für die meisten lebens- und liebenswert macht.

Gerade deshalb aber konnte er sich mit vollster Energie auf seinen Beruf werfen. Furchtlos und treu, mit unerbittlichem Ernst und glühender Leidenschaft wirkte er in seinem Volk. Wie ein Fels stand er fest in der Meeresbrandung. Wohl tobten und zischten die Wellen, aber er wich und wankte nicht. Gott hatte ja bei seiner Berufung zu ihm gesprochen: „Ich will dich heute zur festen Stadt, zur eisernen Säule und zur ehernen Mauer machen im ganzen Land wider die Könige

Judas, wider ihre Fürsten, wider ihre Priester, wider das Volk im Lande.“

Und doch hatte, wie wir sahen, auch dieser heldenhafte Mann Stunden schwerster innerer Anfechtung. Wie erklärt sich das? Waren es unedle Motive, die ihm Worte der Verzweiflung auf die Lippen trieben, wie dieses: „Ich will seiner nicht mehr gedenken und nicht mehr in seinem Namen predigen“? Reute ihn der harte, aufreibende Dienst Gottes? Lockten den düsteren Asketen plötzlich verführerische Stimmen zum Genuß der Welt?

Nein, das ist bei einem Mann wie Jeremia so gut wie ausgeschlossen. Ihn bedrückten wirkliche Nöte. Vor allem die Erfolglosigkeit seines Wirkens. Unbeachtet verhallte ja seine Bußpredigt im Winde.

Mehr noch beugte ihn nieder das Bewußtsein, daß seine Predigt sogar zur Verstockung des Volkes führte. Die Gerichte Gottes, die er verkündigt, trafen lange nicht ein. Was lag da näher, als daß das Volk dachte: Wir sind auf dem rechten Weg; wir wollen jetzt erst recht nicht auf den Propheten hören.

Schließlich mußte er auch persönlich viel leiden. Man verhöhnzte ihn mit bitteren Worten: „Jedermann verlachte ihn.“ Ja man ging sogar tödlich gegen ihn vor. Schon frühe trachteten ihm seine eignen Landsleute nach dem Leben. Wollen wir uns da wundern, wenn er einmal nahe daran war, sich von Gott abzuwenden und nicht mehr von ihm zu predigen?

Was hat ihm aus solcher Not geholfen? Der Prophet sagt uns selbst: „Es ward in meinem Herzen wie ein brennend Feuer.“ Das war die Stimme des Gewissens, die ihm eindrücklich ihr unerbittliches: „Du sollst“ zurief. Sie ließ ihm keine Wahl. Sie zwang ihn mit eiserner Gewalt in den Dienst Gottes zurück. Da halfen keine Ausflüchte, da ging es ihm wie in der Stunde der Berufung. Wieder hörte er die Stimme des Herrn: „Du sollst gehen, wohin ich dich sende.“ Und die große Stunde findet einen großen Menschen. Still unterwirft er sich seinem Gewissen. Er fühlt es, wie später unser Luther, daß es nicht geraten ist, dagegen zu handeln, daß sein Glück und seine Seligkeit darin ruht, mit trotzigem „dennoch“ sich einer Welt entgegenzustemmen.

Können wir noch fragen, was wir heutigen von solchem Manne zu lernen haben? Es kann nur dies sein: Auch bei uns

soll über alle Not und Anfechtung, die uns unser Glaube bringt, siegen der Gehorsam gegen den göttlichen Willen, wie er sich im Gewissen uns kundgibt. Nur durch solche Menschen kann das Reich Gottes gebaut werden. H. H.

Griechische Reisen und Sommerfrischen.

Von Geh. Oberkonsistorialrat D. W. Petersen in Darmstadt.
(Fortsetzung.)

Es ging wieder bergan, und wir erreichten eine Fels-
höhe, wo Hirten ihre sommerlichen Laubhütten aufgeschlagen
hatten. Wir waren überrascht, uns plötzlich an einem Zufluß
des Alpheios, d. h. einige hundert Meter in schwindelnder
Höhe über demselben zu finden. Aus der Tiefe rauschte der
Fluß zu uns empor, in Griechenland gewiß ein sehr seltenes
Vergnügen. Dieser Zufluß hieß in seinem oberen Lauf der
Lenos, in seinem mittleren nach der Stadt Gortys Gortynios,
jetzt Fluß von Dimithana, dem Hauptort des Flußtals, nach
dem wir unsere Schritte lenkten. Dimithana ist eine eng-
gebaute Stadt, hoch auf den schroffsten Felsen des linken
Flußufers gelegen, nur auf steilen und schmalen Pfaden
zugänglich. Wir sahen sie im hellen Morgenlicht. Die Schlucht
selbst war herrlich grün mit großen Sträuchern bewachsen.
Rechts führte an unserm Standort ein Fußpfad am Abgrund
entlang nach einer Felsennische, in welcher ein kleines, von
einem Einsiedler bewohntes Kloster stand. Lange genossen
wir den erquickenden Anblick, und dann ging es durch die
Büsche hinunter, bis wir an eine türkische Brücke kamen. Die
Wasser flossen mit blauen Wellen und weißem Schaum dar-
unter her. Einige Mühlen standen am Fluß unter grünen
Bäumen, dazu der großartige Abschluß durch die Schlucht, ein
Bild für einen Maler. Wir stiegen bis an den Fluß hinab
und tranken direkt aus ihm mit unerfülllichem Durst und
großem Wohlbehagen. Das Wasser war so rein und geschmack-
los wie Quellwasser. Nun ging es wieder zu Pferde bergan
bis auf das Ruinenfeld der alten Stadt Gortys, deren Mauer-
züge sich weit auf einem flachen Berge verfolgen ließen, aus
massiven Blöcken gebaut. Die Reste liegen in den Weinbergen
des Dorfes Ahikolo, dessen erste Häuser wir berührten. Das
erste war dasjenige eines Priesters, der uns zu trinken gab;
denn es war heiß, und uns um Tabak ansprach, worauf wir
uns gern des trocken gewordenen Vorrats entledigten. Der
alte Name Gortys erhielt sich im Mittelalter in der Benen-
nung dieser Gegend: Skorta. Die Gortynier sind ein äußerst
betriebsames Volk. Als Krämer, Handwerker, Schankwirte
findet man sie überall in Griechenland. Sie sind stolz, die Welt
gesehen zu haben und zu wissen, was sich schickt.

Auf dem Bergabhang in brennender Sonnenglut ging
unser Ritt weiter. Brombeeren am Wege wurden mit Vorliebe
vom Pferd aus gehäpft, um die vertrocknende Zunge etwas
anzufeuchten. Es war daher ein wonnevoller Augenblick,
als wir nach langem Ritt auf steinigtem Terrain den Ort
Kartäna vor uns liegen sahen, d. h. zunächst die stolze
mittelalterliche Burg. Es dauerte nämlich noch lange, ehe wir
den Ort erreichten. Es war Mittag, 1½ Stunden sollten ge-
rastet werden.

583 m hoch erhebt sich am Eingang eines Engtals der
Felskegel von Kartäna, in dessen Burg sich das mittelalter-
liche, feudale Griechenland ebenso verkörpert, wie die home-
rische Zeit in Mikenä und Tiryns. Im Anfang des 13. Jahr-
hunderts, 1204 und 1205, eroberten Geoffroy de Villehar-
donni und Guillaume de Champlitte mit Rittern aus Burgund
und dem Hennegau den Peloponnes. Der letztere wurde Fürst

von Morea, in welcher Würde der erstgenannte ihm folgte, ein
Mann von hervorragenden Herrschergaben. Dieser teilte den
Peloponnes in 14 Baronien ein. Ueberall wurden damals
Ritterburgen gebaut. Der Sitz einer dieser Baronien wurde
Kartäna, das 12 Ritterlehen umfaßte, und von Geoffroy de
Villehardonni seinem Tochtermann Hugues de Brugères 1209
übergeben wurde. Sein Sohn Geoffroy de Taintens (†1278)
galt für den glänzendsten Rittersmann im Peloponnes. Hu-
gues de Brugères erkannte die Wichtigkeit dieser Felsenburg
für die Beherrschung des inneren Landes. Zisternen, Mauern,
Türme gaben ihm eine schier unüberwindliche Stärke. Wie
beherrschend sie war, zeigt noch heute der Umstand, daß der
Fluß, der ihren Fuß benetzt, noch heute der Fluß von Kartäna
heißt. Gegen ihn, den Alpheios, fällt der Burgfelsen in steilen
Wänden ab. Von oben ist es ein Blick in schwindelnde Tiefe.
Ein seltsamer Gedanke, daß diese französischen Ritter den
ganzen geistlich-ritterlichen Staat des Mittelalters hierher
verpflanzten und ohne Rücksicht auf Geschichte und Natur des
Landes durchführten. Ihre Taten hat ein Grieche zwischen
1350—60 in einem Epos gefeiert, der „Chronik von Morea“,
die auch als Denkmal des damaligen Zustandes der griechischen
Volksprache äußerst interessant ist.

In Kartäna nahmen wir uns gleich einen Jungen, um
uns auf die Burg zu führen. Andere Jungen schlossen sich mit
heißem Interesse uns an. Die natürliche Intelligenz des
Stammes leuchtete ihnen aus den dunklen Augen. Unterein-
ander redeten sie, wie ihnen der Schnabel gewachsen war,
uns gegenüber besleißigten sie sich einer schulgemäßen Sprache.
Es steckt ungeheuer viel Philologennatur in dem Griechen-
volk, das nicht bloß seine wunderbare Sprache gebildet hat,
sondern auch selbst durch seine Sprache gebildet worden ist und
wird. Daß dieses Volk unter all den Stürmen und Wettern,
die über es hingegangen sind, nicht seine Nationalität verloren
hat, verdankt es in erster Linie seiner Sprache und seinem
treuen Festhalten an derselben, und dem Umstande, daß die
Kirche die Pflegerin der Sprache gewesen ist. Ihre Liturgie
mit dem hellenistischen Griechisch bewahrte die Volksprache
vor gänzlicher Barbarei. Das heilige Wort wurde der Hort
des Volkes. Goten und Navaren haben im Peloponnes keine
Spuren außer denen einer barbarischen Zerstörungswut
hinterlassen, und die viel schlimmere Hochflut der Slaven hat
nicht vermocht, den Griechen der Morea ihre Sprache zu ver-
derben. Gewiß, eine geringe Zahl slavischer Lehnwörter ist
in die Volksprache übergegangen, viele Ortsnamen sind rein
slavischen Charakters oder haben doch slavifizierende Endungen
angenommen, wie Tripolita aus Tripolis, aber trotzdem
verhalten sich die slavischen zu den hellenischen Ortsnamen
im Peloponnes wie 1 : 10, und jedenfalls haben die slavischen
Einwanderer die ganze Struktur der Sprache nicht beeinflusst.
Die Griechen sind eben vermöge höherer Kultur und ausgebil-
deter Sprache der Slaven so gut Herr geworden, wie ihrer die
Germanen im ganzen Osten Deutschlands Herr geworden sind
trotz der slavischen Ortsnamen: Jena, Leipzig, Dresden,
Berlin, Stettin, Danzig, Schwerin und der unzähligen Orts-
namen auf ow. Untereinander sprachen unsere jugendlichen
Begleiter gurnizo, zu uns aber guorizo, und wenn wir statt
guorizo, das heute gang und gäbe iréwro gebrauchten, be-
fleißigten sie sich mit großer Sicherheit des erlernten Buch-
griechisch.

Im Schweiß unseres Angesichts vollendeten wir den
wirklich sehr mühsamen Aufstieg. Eine Burg ganz so, wie man
sie bei uns sieht, ein hohes Felsenest mit dem großartigen
Blick vorn auf das Enkaion, rechts in das tiefe Engtal des

Alpheios, links auf die nackte Bergwildnis des westlichen Arkadiens und auf die lieblich grünende Ebene von Megalopolis, durch die der Alpheios sich wälzt. Darüber im Hintergrund der Tangetus, alles herrlich sonnbeglänzt. Eine Viper, die aufgestört wurde, versetzte unsere redseligen Griechenjungen in blaffen Schrecken. Nach der andern Seite blickte man auf den Ort Karptana, der sich anmutig um den Burgberg gruppiert. Nachdem wir uns satt gesehen, stiegen wir wieder herab und wurden in ein Honoratiorenhaus mit alten ramponierten Möbeln und mit Photographien an den Wänden geführt, wo wir mit großem Appetit unser frugales Mahl hielten.

Neugekräftigt stiegen wir zu Fuß hinunter nach der Brücke über den Alpheios und ritten dann wieder jenseits bergan, bis wir die nur streckenweise fertige Straße am Enkaion erreichten, auf der wir den ganzen Nachmittag zubringen sollten. Wir sahen nun uns gegenüber die Berge, die wir am Morgen herabgestiegen waren, zwischen ihnen und uns setzte der Alpheios in tiefer Furche seinen Weg nach Olympia fort. Dörfer gab es stundenlang nicht, oder nur hoch im Gebirge. Nur ein Hof lag am Wege, wo wir Masticha tranken, ein auf Mastixharz angefertigter Likör, von dem ich vermute, daß er mit Scheffels Bakterschnaps Familienbeziehungen hat. An einem Quell, es war ein unvergeßlicher Moment, standen unsere Pferde in Front an einem hohlen mit Wasser gefüllten Baumstamm. Ein Mädchen, das wie Rebekka an der Quelle stand, ohne ihre dienstfertig-gastfreundliche Gesinnung zu teilen, zögerte, uns für unsern Mundbedarf Wasser zu schöpfen. Als aber der Agogiat sie fragte: Esi christiani isä? „bist du eine Christin?“ schöpfte sie uns Wasser in einem riesigen Gefäß, das nun von Mund zu Mund ging, bis kein Tropfen mehr darin war. Im übrigen ging es immer nur weiter. Die Ausdauer der Pferde war bewunderungswürdig auf dem zum Teil elenden Wege. Aber auch der Reisende darf ja abseits der Eisenbahnen in Griechenland kein Särtling sein. Nächte ohne rechten Schlaf und lange Tage, und diese fast immer auf dem Rücken des Pferdes, 11, 12, 13 Stunden lang mit kurzen Unterbrechungen! Die Art der Pferde und des Sattels erklärt ja manches. Die Tiere sind durchaus nicht stumpfsinnig, im Gegenteil, sehr intelligent und von bewunderungswürdiger Sicherheit des Trittes auch auf dem schwierigsten Felsenboden. Der Sattel ist ein mit Leder gepolstertes Holzgestell, auf dem man jede Stellung einnehmen kann. An diesem Holzgestell hängen die Säcke mit den notwendigen Reisebedürfnissen. Bald sitzt man rittlings, bald seitwärts wie eine Dame, dann zieht man seine Beine an sich und kreuzt sie übereinander wie ein Türke. Bald sieht man über den Hals des Pferdes, dann, wenn man eine rückwärts liegende Landschaft noch einmal genießen will, setzt man sich so, daß man über den Schwanz des Tieres hinwegsieht, das indessen, unbekümmert um seinen Reiter, ruhig seinen Paßgang weiter macht. Auf diese Weise gibt es mancherlei Abwechslung und hält man das beständige Zupferdesitzen ganz wohl aus.

(Sortierung folgt.)

† Erinnerungen eines alten Mannes.

Von Generalarzt a. D. Dr. Otto Kappesser in Darmstadt.

17. Eine Schmuggelgeschichte.

Als nach dem Zusammenbruch der napoleonischen Herrschaft Altdeutschland als deutscher Bund wieder erstanden war, da entwickelten sich zunächst Zustände für Handel und Ver-

kehr, für deren Möglichkeit wir heutigen Tages gar kein Verständnis mehr hätten. Jedes Land und jedes Ländchen suchte sich unter des deutschen Bundes schützendem Privileg als Sondernationchen zu etablieren „mit allen Schikanen“ und schloß seine Grenzen mittels Maut gegen das Nachbar-nationchen ab. Davon nur ein Beispiel: Der Sohn des Lehrers ~~S. J. J.~~ zu ~~J. J.~~ reiste mit einem Halbduzend Kameraden nach Friedberg zu dem neuen hessischen Lehrerseminar. Ihm oder einem der anderen hatte eine sorgende Mutter für etwa drohende schmale Tage einen solennen Schwartemagen von der letzten Mehlsuppe her mitgegeben. Da aber die Fahrt von Frankfurt bis Friedberg durch zahlreicher Herren Länder, durch Frankfurter, kur- und darmhessisches und nassauisches Gebiet ging, mußte an jeder neuen Grenze wieder Zoll für diesen Besitz bezahlt werden, und als das wieder zum sechsten Mal geschehen sollte, da hatten die jungen Reisenden wieder Hunger bekommen und da teilten sie die Schwartenwurst kurzerhand unter sich und aßen sie vor den Augen der geprellten Zöllner auf.

Auch in dem Teil des vormaligen Departements Mont-Tonnerre (Donnersberg), das an den Großherzog von Hessen als Entschädigung gegeben wurde für das Herzogtum Westfalen, das er an Preußen hatte abtreten müssen, konnte man sich, gewöhnt an das frühere Geschäftsgebaren der französischen Herrschaft, nur schwer in die neuen, beengenden Verhältnisse finden, zumal auch die Bevölkerung und die neuen, aus ganz andern Verhältnissen herübergekommenen Regierungsorgane nur langsam zu gegenseitigem Verständnis kamen. Uebrigens muß hier rühmend anerkannt werden, daß gerade das kleine Hessen allen voran durch seinen kühnen Vertragsabschluß mit Preußen den ersten Anstoß zur Gründung des deutschen Zollvereins und damit zu allmählicher Beseitigung dieser unglücklichen Zustände gegeben hat. Da man, wie gesagt, auch in den neudeutschen, linksrheinischen Landesteilen nur schwer in die neuen Verhältnisse sich finden konnte, so entwickelte sich nach und nach trotz aller Aufsicht ein regelmäßiger Schmuggel, besonders zwischen den beiden Ufern des schönen Rheingaaues, ja es wurde ein förmlicher Sport, bei jedem Ausflug nach dem herrlichen, weinfrohen jenseitigen Ufer etwas Zollpflichtiges heimlich von dort heimzubringen, indem man bei der allgemeinen Unzufriedenheit mit den damaligen Verhältnissen gar nichts Unrechtes sah. Warum es sich eigentlich damals lohnte, aus dem kleinen Herrscherbereich Oranier Spinnerei- und Webstoffe, auch Spezereien und anderes nach Hessen herüberzuschaffen, weiß ich jetzt selber nicht mehr. Aber Tatsache ist, daß es damals in den, den Ueberfahrtsstellen Weinheim und Heidesfahrt gegenüberliegenden Ortschaften bei Krämern und Wirten regelrechte Ankleideräume gab, in welchen die Kunden die verkauften Stoffe, zum Teil provisorisch zugeschnitten, unter ihren Kleidern am eigenen Leibe verbargen, um sie so unbemerkt über die Zollgrenze zu bringen, während man zum Schein irgend einen geringwertigen Gegenstand zur Verzollung vorwies.

Nun war damals ein junger Geistlicher, aus dem benachbarten E. stammend, anfangs der 20er Jahre als Seelsorger bei der evang. unierten Gemeinde Ober-Ingelheim mit der Siliale Weinheim ordiniert worden und hatte durch sein kluges, gemessenes Benehmen rasch dort Fuß gefaßt, trotz der religiösen Freigeisterei, welche damals in den sog. Kantonsorten, größer als die Bauerndörfer und doch kleiner als Städte, noch von der Franzosenzeit her unter dem Einfluß dort oft recht bunt zusammengesetzter Beamenschaft, zur Herrschaft gekommen war. Er war aber auch fröhlich mit den Fröh-

lichen und so hatte er sich eines Tages einer befreundeten Gesellschaft zu einem Ausflug ins schöne Rheingau angeschlossen, vielleicht per Gelegenheit einer solennen Weinversteigerung etwa zu Kloster Eberbach oder auf Johannisberg, wo damals noch nach altem Brauch mehr Zaungäste denn wirkliche Steigliebhaber zur Probung der herrlichen Nummern sich einzustellen pflegten.

Während er nun Abends am jenseitigen Ufer auf Gelegenheit zur Ueberfahrt wartete, wurde er von einer Frau aus seiner Gemeinde, die auch zu seinen eifrigsten Kirchgängerinnen gehörte, angesprochen: „herr Pfarrer,“ sagte sie, „Sie könnten mir einen Gefallen tun. Ich hab' da noch einen Strang Wollegarn, den ich für die Winterstrümpfe von meinem Mann für's Anstricken brauche und den ich nicht mehr unterbringen kann. Wenn Sie's erlauben, täte ich ihn in Ihr Halstuch einwickeln, da sieht's kein Mensch und die Leute könnten noch glauben, Sie hätten zwei Halstücher an.“ Zu Anfang der 20er Jahre nämlich beschäftigte sich die Mode gerade so eingehend mit der Halsbekleidung der Herrenwelt, wie sie das jetzt bei unseren Schönen tut. Besonders auf Uniformbildern aus jener Zeit sieht man Krawatten-Ungeheuer, welche das ganze Kinn und einen Teil der Wangen bedeckten, und auch beim Zivil hand man gerne große Halstücher um, ja zu besonders stattlichem Aussehen mitunter sogar zwei übereinander.

Wer kann der Bitte schöner Augen widerstehen, zumal wo es sich um das neu begründete Ansehen des neu bestellten Hirten der Schäflein handelt! Er willigte also ein, zumal er nach der allgemein geltenden Ansicht gerade nichts Schlimmes darin fand. Wie er aber dann am heimatischen Ufer harmlos an der Reihe zum Passieren der Douanenlinie stand, stieß ihn auf einmal ein Schiffischer aus seinem Filialort mit dem Ellbogen an: „herr Pfarrer, machen Sie, daß Sie weiter kommen, der Strang guckt Ihnen ja zum Hals heraus.“ Wahrscheinlich hatte man es bei dem Bindeknüpfen etwas zu eilig, und da drohte nun das Toilettengeheimnis den Verrat. Er folgte dann auch schleunigst dem Wink und ging gleich weiter, von niemandem behindert, denn keins hätte in dem würdigen Ortsgeistlichen, der dazu noch gerade von einem Spaziergang heimzukehren schien, den angehenden Staatsverbrecher gewittert.

Uns, seinen Kindern, aber hat er später das Erlebnis zur Warnung erzählt, daß man auch im geringsten sich keinen Schritt vom rechten Weg solle ablenken lassen.

Ein „Glaubensbekenntnis“ des Unglaubens.

Welche Blüten die unter dem Namen „Monismus“ verbreitete Gedankenrichtung treibt, sobald sie sich vom bloßen Neinsagen zum positiven Schaffen zu erheben versucht, dafür hat ein Herr Wolfsdorf einen neuen Beweis geliefert. „Für Kinder freidenkender Eltern“ hat er (in Bamberg, Handelsdruckerei) zwei kleine Lesebücher erscheinen lassen, betitelt: „Monistische Pädagogik“ und „Freie Gedanken — helle Augen — klarer Sinn“. Die heutige Schule dünkt den Verfasser „ein Gefängnis, eine Stätte der Lüge und Heuchelei. Die dualistische Pädagogik verkrüppelt den Kindern Leib und Seele“. Das monistische Erziehungsideal denkt sich Wolfsdorf in drei Stufen verwirklicht, in der Spielschule (vom 6. bis 9. Lebensjahre), in der Lernschule (9.—12.) und in der Konfirmandenschule (12.—16.). In dieser erhebt sich der Unterricht unter anderen zu den drei Glaubenssätzen: 1. Wir

glauben, daß das unerschaffene und unvernichtbare Weltall sich nach ihm innewohnenden, ewigen und unabänderlichen Gesetzen ordnet. 2. Wir glauben, daß die in der übrigen Natur wirkenden Gesetze auch im Leben der Völker, wie im Leben der Einzelnen, wirksam sind. 3. Wir glauben, daß die Wissenschaft diese Gesetze immer mehr erkennen und für das Gesellschaftsleben der Menschen immer wirksamer machen wird.“ — Wir glauben, wir glauben. Also doch wieder der vielgescholtene Glaube! Es wäre nicht schwer, zu beweisen, daß gerade der Glaube an diese monistische Dreifaltigkeit auf schwachen Füßen steht. Jedenfalls sollte der Verfasser nun auch anderen Leuten ihren Glauben lassen. Statt dessen stellt er die Gottheit auf eine Stufe mit Riesen und Seen oder mit dem schwarzen Manne, mit dem unverständige Kindermädchen den Kindern angst machen. „Darum, liebe Kinder, wenn ihr euch auf Gott verlaßt, so seid ihr verlassen.“ Sie sollen an die Kraft der Menschheit glauben, sie sollen bekennen: „Ich glaube an mich und meine Stärke“. Es gibt keine Erlösung, aber eine Selbsterlösung. „Nicht Gott ist euer Helfer und Erlöser, sondern ihr seid eures Glückes Schmied; denn alles Glück hat seine letzte Quelle in der inneren Harmonie.“ Und doch gibt es keinen freien Willen; wir müssen stets genau so handeln, wie Vererbung und Umgebung uns zwingen. — Wie ein Kind achtlos das Kartenhaus umstößt, das es gebaut hat, so gehts Herrn Wolfsdorf. Wo bleibt dann die ganze Pädagogik, wenn es keine Willensfreiheit gibt? Oder ist Erziehung etwas anderes als planmäßige Bildung des Willens? Wie kann ich meines Glückes Schmied sein, wenn ich muß, wie Vererbung und Umgebung mich zwingen? Und wie ist innere Harmonie möglich ohne Stillung des Gewissens, des unzerstörbaren Zeugen für gut und böse, des unbestechlichen Richters in unsrer Brust? Wer der Menschheit zu dienen meint, indem er die Macht haltender, sittlicher Zucht hinwegräumt, der beraubt sie damit zugleich der tiefsten Trostmacht. Wer die Menschheit zu heben meint, indem er sie von dem Widerstreit von gut und böse losmacht, der stößt sie damit zum Tier hinab. Er kennt nicht die ernstesten Erfahrungen der Geschichte noch des Menschenlebens noch die tiefsten Bedürfnisse des Herzens. Diese hochfahrende und zugleich herabwürdigende Pädagogik ist ein totgeborenes Kind. Sollte es aber unser Volk dennoch mit ihr wagen, so würde von der ersten schweren Haussuchung, die uns träfe, hinweggefegt werden, wie Spreu vom Sturme.

Vom Weinen am Grabe.

Wer hat noch nicht das widerwärtige Schauspiel erlebt, daß auf dem Lande oder in der Stadt leidtragende Frauen bei Begräbnissen einen ungebührlichen Lärm gemacht haben? Wenn sie auch vor und nach dem Begräbnisse in musterhafter Form ihre Ruhe bewahrt haben, von dem Augenblick an, da die kirchliche Handlung am Sarge ihren Anfang nimmt und die Teilnehmer sich zur Feier eingefunden haben, sind diese Leidtragenden, die vorher recht gefaßt, ja mitunter sogar ganz vergnügt ausgesehen haben, wie umgewandelt. Fassungslosigkeit und Trauer haben sie ergriffen und tun sich in wildem Schreien kund. Sobald der Geistliche das erste Wort spricht, ertönt ein lautes Weinen, das mehr und mehr in unartikulierte Töne übergeht. Der Pfarrer wird natürlich hierdurch in empfindlicher Weise gestört, die Zuschauer verstehen von dem, was er spricht, auch nicht ein Wort. Es entsteht ein Wettkampf zwischen dem Geistlichen und der Trauernden, bei der fast allemale die letztere durch die größere Kraft ihrer Stimme den Sieg davonträgt. Dieser Wettkampf ist zu Ende, sobald

nach dem Segen das Amen gesprochen ist. Wenn nun Vereine oder sonstige Korporationen Kränze mit kurzen Widmungen niederlegen, so sind die vorher Fassungslosen merkwürdig gefaßt. Ganz still und voll von Interesse hören sie zu; denn von diesem Teil der Feier, der die Neugier reizt, möchte man sich doch nichts entgehen lassen.

In manchen Landgemeinden ist es üblich, daß trauernde Frauen nach Beendigung der kirchlichen Feier an das Grab treten, das Taschentuch gegen das Gesicht pressen und nun laut schluchzend den Toten anreden und ihm seine guten Eigenschaften nachrühmen. Das macht besonders da einen widerwärtigen Eindruck, wo bekannt ist, daß die Trauernden mit dem Dahingeshiedenen, so lange er lebte, in arger Feindschaft gelebt haben.

Sehr beliebt ist auch, daß man am Grabe Szenen auführt. Man tut so, als ob man in Ohnmacht fallen wolle, die zunächst Stehenden drängen sich herbei, um die Bedauernswerte zu stützen und zu beruhigen. Sehr schlimm ist es, wenn die Fassungslosigkeit einer Trauernden so weit steigt, daß diese sich in das Grab stürzen will. Von dieser Sitte berichtet die Zeitschrift „Dorfkirche“ einen merkwürdigen Fall. Eine Mitarbeiterin erzählt da von dem früheren Superintendenten Schöneich zu Frankfurt a. d. Oder und berichtet folgendes von ihm: „Als Pfarrer in einem kleinen Orte hatte er einen Mann zu beerdigen, dessen Witwe das dort übliche laute Weinen noch überbot. Sie gebärdete sich wie eine vor Schmerz Rasende, schrie auf, als der Sarg hinuntergelassen wurde und wollte sich durchaus ihm nach ins offene Grab stürzen. Die Umstehenden hielten sie gewaltsam zurück, und der Pfarrer versuchte vergeblich die Frau zu beruhigen. „„Ich möt rin (ich will hinein), ich möt rin!““ schrie sie verzweifelt. Da entschied der Pfarrer endlich energisch: „„Na denn — laßt sie rin!““ Die zurückhaltenden Hände ließen los, und die verblüffte Witwe — verstummte. Ins Grab zu springen fiel ihr nicht ein, und sie konnte plötzlich ihren Schmerz so gut beherrschen, daß das Begräbnis unbehindert seinen Fortgang nehmen konnte.“

Im Vogelsberg nennt man das Weinen am Grabe „gerrn“, und mancher hat die Ansicht, daß nur der wahre Trauer bekundet, der recht laut „gerrnt“. Bei der Beerdigung eines Kindes stand der noch junge Vater, ohne zu weinen, am Grabe. Jedermann sah ihm an, wie tief und aufrichtig seine Trauer war, wie wehe es ihm tat, das Kind verlieren zu müssen. Das verdroß jedoch die Schwiegermutter, die sich im „Gerrn“ sehr hervortat, auf das äußerste. Während der Rede des Geistlichen zupfte sie beständig den Schwiegersohn am Arm, um ihm damit zu bedeuten, daß es seine Pflicht doch erfordere, zu „gerrn“. Gleichzeitig wollte die gefühlvolle, gemütsstiefe Schwiegermutter den Umstehenden auch zeigen, daß niemand den Schmerz über den Tod des Kindes so tief empfinde als sie mit ihrem vordringlichen Toben.

Es gibt nichts, das ergreifender und würdiger ist als der tränenlose Schmerz eines wahrhaft Trauernden. Wahre und echte Trauer schweigt. Wo man laut schreit, Szenen macht, und alles nur so lange, als Zuschauer und Zuhörer da sind, da geht der Schmerz nicht tief. An keinem Orte der Welt wird mehr Theater gespielt als auf den Friedhöfen. Diese Art der Trauer ist nicht nach dem Sinne dessen, der, als er in das Trauerhaus des Obersten Jairus eingetreten war, zunächst nichts tat, als daß er die Klageweiber hinaustrieb.

Ein pfälzischer Musifant.

Erzählung von Heinrich Bechtolsheimer.

(Sortsetzung.)

Ich hatte in Mainz für Marie einen weißen Schal gekauft und ging gleich am Abend hin, um ihr mein Geschenk zu überbringen. Ueber den Schal freute sie sich sehr, nicht aber über die Nachricht, daß ich als Freiwilliger bei den 118ern angenommen sei. Sie machte eine unzufriedene Miene und fragte mich: „Wie lange muß man bei den Hessen dienen?“

„Drei Jahre, wie überall im Deutschen Reiche,“ gab ich zur Antwort.

„Das ist ja eine kleine Ewigkeit, bis dahin fließt noch viel Wasser den Rhein hinunter,“ meinte Marie und wandte sich schnippisch ab, um mir an diesem Abende kein Wort mehr zu gönnen. Ich mußte mich damit begnügen, der Rede ihres Vaters zu lauschen, der mir von den Verträgen erzählte, die er für das laufende Jahr mit großen Handelshäusern abgeschlossen habe. Ich wunderte mich, wie in alten Büchern steht, „baß“ darüber, daß ein Kramladen in einem kleinen Dorfe, wo alles halbpfundweise gekauft wird, die Waren in so großen Quantitäten absehe.

Der harte Winter, der vielen armen Leuten Not gebracht hatte, ging zu Ende, und die Schneedecke schmolz im lauen Winde des Februar. Der Donnersberg streifte sein weißes Gewand ab, und überall flossen von den nordpfälzischen Bergen die Wässerlein hernieder, so daß Bäche und Flüsse mächtig anschwellen. Das ist die Zeit, in der der Musifant unruhig wird, in der ihn der Drang in die Ferne bewegt. Oesters als sonst kam unsere Kapelle zusammen, und lebhafter und takt-sicherer als sonst klang unsere Musik. Jeder sagt sich eben, wenn es wieder in die Welt hinaus gehen soll, daß er sein Bestes leisten muß.

Marie Lippert hatte mehrere Tage mit mir geschmolzt, und war, wenn ich abends in ihr Elternhaus kam, nicht herbeigekommen. Eines Tages aber, als ich die Trompete unter dem Arme hatte und wieder nach Rodenhausen zur Übungsstunde geben wollte, erwartete mich am Dorfsausgange wieder ein Kind, das mir einen Zettel von Marie überreichte. Auf diesem Zettel bestellte sie mich zum Abend an das Hofstor.

Ich ging hin und fand das Mädchen wie umgewandelt. Sie war heiter und freundlich und redete mit einem Male davon, daß wir im Herbst unsere Verlobungskarten ausschicken sollten, um dann, wenn ich meine Militärdienstzeit hinter mir habe, zu heiraten. Das erschien mir als ein sehr lockendes Ziel. Im stillen hatte ich schon oft gedacht, daß ich als Schwiegersohn des Krämers Lippert mit einem Schläge ein reicher Mann sein werde. Bayerische Eisenbahnaktien, ungarische Goldrente, ein Jahresumsatz von 9000 Mark, Haus und Geschäft und später einmal die Villa, das gefiel mir besser, als durch den Straßenkot zu marschieren und Musik zu machen.

„Aber, komm hinein in das Haus!“ sagte das Mädchen, „hier am Tor zieht es zu sehr, und es braucht auch nicht jeder zu hören, was wir sprechen.“

Sie nahm mich an der Hand und führte mich in das Wohnzimmer, in dem sich niemand befand. Der Vater bediente im Laden Kunden, wenigstens konnte ich hören, daß die Klingel oft ging und daß Frauen und Kinder bald Steinöl, bald ein halbes Pfund Linsen, bald Senf verlangten. Die Mutter rumorte in der Küche.

Hell brannte im Wohnzimmer die Hängelampe, und in ihrem Schein sah ich, daß über einer Stuhllehne Kleider hingen, die sehr bunt waren und mir deshalb auffielen. Marie nahm die Sachen auf und hielt sie gegen das Licht. Es war ein rotes, mit allerhand Glitter verziertes Nieder und ein schwarzer, über und über mit kleinen Glasperlen besetzter Samtrock.

„Gefällt dir das?“ fragte Marie und sah mich lachend an.

Ich wußte nicht recht, was ich erwidern sollte und sagte nur: „Willst du Theater spielen?“

Sie gab mir keine Antwort, sondern ergriff ein Tamburin, das auf dem Kleiderschranke lag und schlug leise, damit es die Leute im Laden nicht hören sollten, mit dem Fingerknöchel darauf.

Ich wußte noch immer nicht, was das Ganze bedeuten sollte. Da legte mir Marie zutraulich die Hand auf die Schulter und sagte: „Peter, ich habe etwas Schönes vor. Siehst du, das hier ist ein Zigeunerkostüm, das hat mir meine Mannheimer Herrschaft geschenkt. Und nun will ich dir sagen, was wir miteinander machen wollen. Die nächste Woche ist Fastnacht, da gehen wir nach Mainz und amüsieren uns nach Herzenslust. Da ist die Hambacher-Breth von hier, die hat einen Mann geheiratet, der in der großen Lederfabrik zu Mainz schafft, bei der können wir übernachten. Am Sonntag morgen reisen wir ab und dann machen wir gleich drei Tage hintereinander durch bis zum Aschermittwoch. Unsere Arbeit ist kein Frosch, die hüpfst nicht davon. Gelt, Peter, das gefällt dir doch auch?“

Wie es gekommen ist, das weiß ich nicht, aber das weiß ich noch, als Marie mir diesen Vorschlag entwickelt hatte, sah ich meine Mutter ernst und still im Wohnzimmer hinter ihrem Spinnrad sitzen, und das Bild des Vaters tauchte vor mir auf, wie er abends, wenn es anfing dunkel zu werden, durch das Hoftor schritt und die Art auf der Schulter trug. Meine Eltern und der Mainzer Karneval, das paßte so wenig zusammen, wie ein Ruppertsecker Knecht, der seine kurze Pfeife raucht, und ein feiner Salon, wie ich ihn oft in dem französischen Seebad Trouville, wo wir gespielt hatten, durch die geöffneten Fenster gesehen hatte. Mein Vater war allemale schon ärgerlich gewesen, wenn ein kleiner Junge am Fastnachtsdienstag sich nur eine Larve vorgebunden hatte. Da hatte er immer gesagt: Es ist eine Schande, daß die Leute so das Geld zum Fenster hinauswerfen und ihrem Bub ein Fastnachtsgeßicht kaufen.

Marie deutete mein Schweigen im anderen Sinne. Sie sagte: „Gelt, Peter, du denkst darüber nach, was du für ein Maskenkostüm anziehen sollst. Ich habe schon gedacht: Du gehst als Fuhrmann, blauer Kittel, weiße Zipfelmütze, Ledergamaschen, und in die Hand nimmst du eine lange Peitsche. Das Knallen mit der Peitsche hast du ja gelernt, wenn du mit euren Kühen ausgefahren bist.“

Laut lachte das übermütige Mädchen. Mir war es nicht zum Lachen, ich dachte daran, daß meine Mutter mir gesagt hatte, Marie habe ihre Stellung in Mannheim aufgegeben, weil ihre Herrschaft nicht dulden wollte, daß sie sich in den Fastnachtstagen auf der Straße umhertreibe. Nach langer Pause gab ich zur Antwort: „Nein, Marie, da mache ich nicht mit, das leidet meine Mutter nicht.“

Da hätte man aber einmal sehen sollen, wie Marie in Zorn geriet. Ihre Augen bligten, sie stampfte mit dem Fuße auf und warf ihr Zigeunerkostüm über die Stuhllehne.

„Was?“ sagte sie in der höchsten Erregung, „du läßt dir Vorschriften von deiner Mutter machen? Gehst du Musik machen und verdienst du das Geld oder sie? Ich habe ja schon lange gewußt, daß deine Mutter gegen mich ist, die Altpeter-Lene hat mir das auch gesagt. Aber warte, wenn ich die Alte einmal dazwischen kriege, dann will ich ihr die Meinung sagen. Ich mache sie so schlecht, daß kein Hund mehr ein Stück Brot von ihr nimmt. Was weiß sie davon, wie es heutzutage die jungen Leute in der Welt machen! Die kann nur schaffen und sparen, der Hunger und der Geiz bringen sie noch um.“

„Marie, laß meine Mutter aus dem Spiel!“ wagte ich schüchtern dazwischen zu reden.

„Ach, deine Mutter, die weiß nur, wie man Kühe melkt und den Hinkeln Futter gibt. Ich weiß schon lange, daß sie mich nicht leiden kann. Aber warte, sie soll mir nur einmal zwischen Licht und Dunkel begegnen!“

Noch einmal versuchte ich, Oel auf das tobende Meer zu gießen, aber mein Bemühen war umsonst.

„Du bist gerade wie deine Mutter!“ so wurde ich angefaucht. „Du kommst auch noch um vor Geiz. Du bist überhaupt nichts als ein dummer Ruppertsecker Bauer, der am besten mit der Mistgabel umgehen kann. Mach dich weg, ich will nichts mit dir zu schaffen haben.“

So wurde ich auf wenig freundliche Art entlassen. Ich ging schon deshalb, weil ich alles Aufsehen vermeiden wollte. Es konnten Leute in den Laden kommen, die unsere Auseinandersetzung mitangehört hätten, und dann hätte das Dorf am nächsten Tage eine Neuigkeit mehr gehabt. —

Immer länger wurden die Tage, und immer stärker wurde der Bergwind, der in Feld und Wald den Boden trocknete. Nach dem schweren Winter atmeten die Menschen wieder auf und taten die Pelzkappen und die dicken Fausthandschuhe wieder in die Lade. Längere Zeit — wohl vierzehn Tage lang — sah und hörte ich nichts von Marie Lippert. Es hieß, sie sei nach Alsenz zum Besuch von Verwandten. Im stillen überlegte ich, ob ich vernünftig gehandelt hätte, als ich es abschlug, mit ihr nach Mainz zum Karneval zu gehen. Was hätte daran gelegen, wenn wir uns dort einmal zusammen gründlich amüsiert hätten? Einem Mädchen, dessen Vater ein so schwer reicher Mann ist, darf man nicht vor den Kopf stoßen und ihr nicht gleich den Willen der zukünftigen Schwiegermutter vorhalten. Mit meiner Unvernunft, so dachte ich, hatte ich mir vielleicht mein zukünftiges Glück verscherzt.“

Der letzte Tag vor unserm Abmarsch nach Holland war gekommen. Der Meister hatte die ganze Kapelle noch einmal nach Rodenhausen bestellt, um wegen des Lohnes, den wir bekommen sollten, und der Dauer unserer Reise noch einiges zu besprechen. Als wir fertig waren, wollte ich einige kleine Einkäufe für die Reise machen. Gottfried Keiper, der keine Lust hatte, auf mich zu warten, nahm seine Klarinette unter den Arm und ging allein nach Hause.

Ich erstand mir in einem Schuhgeschäfte ein Paar neue Schuhe und trat dann in einen Bäckerladen, um für meine Mutter einige mürbe Wecke zu kaufen. Gerade wollte ich bezahlen, da trat zu einer großen Ueberraschung Marie Lippert ein. Ich hatte sie vorher in dem Städtchen nicht gesehen, aber sie mußte irgendwo auf mich gewartet haben. Sie sagte zu mir: „Warte ein bißchen, Peter, wir haben ja denselben Weg.“

Ich war sehr verwundert, sie so plötzlich zu sehen, noch mehr wunderte ich mich darüber, daß sie in aller Freundlichkeit, als wäre nichts geschehen, mich anredete. So wartete ich

denn vor dem Laden auf sie, und wir gingen, wie so oft im letzten Herbst und Winter, miteinander den Berg hinauf.

Als wir die letzten Häuser des Städtchens hinter uns hatten und an einem Zimmerplatze vorbeigekommen waren, hing sich Marie in meinen Arm und fing an wie eine Elster — in der Pfalz sagt man: wie eine Ahe! — zu schwätzen. Ich möge ihr doch nicht böse sein, weil sie sich bei unserem letzten Zusammensein so aufgereggt gezeigt habe. Sie habe sich gerade an diesem Tage über ihre Mutter, die ihr alle schwere Arbeit zumute, ärgern müssen. Ich hätte ganz recht gehabt mit meiner Weigerung, den Mainzer Fastnachtsunfug mitzumachen, und meine Mutter sei wirklich eine brave alte Frau.

Dann erzählte sie, sie sei beinahe vierzehn Tage in Absenz bei ihrer Goth gewesen und habe erst gestern abend von Nachbarskindern erfahren, daß ich am übernächsten Tage mit meiner Kapelle nach Holland aufbrechen wolle. Da sei sie heute nach Rodenhäusen gegangen und habe auf der Straße gewartet, bis ich gekommen sei; denn sie wolle doch nicht, daß ich fortgehe und mit ihr böse sei. Sie habe mich wirklich sehr gern und wolle einmal keinen anderen haben als mich. Im Herbst, ehe ich zum Militär einrücke, wolle sie sich mit mir verloben. Die lange Rede schloß mit den Worten: „Das ist dir doch recht, Peter?“

Wohl dachte ich in diesem Augenblicke, daß Marie doch sehr sonderbar sei. Vor zwei Wochen hatte sie mich aus dem Hause gejagt und erklärt, sie wolle mit mir nichts mehr zu schaffen haben, und nun versicherte sie mich einmal um das anderemal, ich sei ihr der liebste auf der ganzen Welt. Aber ich dachte noch mehr an die bayerischen Eisenbahnaktien und an die ungarische Goldrente ihres Vaters und sah mich im Geiste schon, wenn der Alte einmal in seiner schönen Villa wohnte, wie ich, angetan mit dem Lederschuze, hinter dem Ladentische stand und das Geld durch die Ritze des Tisches in die Kasse einstrich. Indem ich mir diese angenehme Beschäftigung ausmalte, sagte ich, meine Begleiterin sanft an mich ziehend: „Was könnte mir lieber sein? Geld, Marie, wir bleiben einander treu?“

Sie nickte mit dem Kopfe, und weiter bergaufwärts im Abendwind ging unser Weg.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

In der vorigen Nummer hatten wir in dem Artikel über den Klein-Lindener Posaunenchor angegeben, daß Anton Weigel Führer der dortigen Gemeinschaft gewesen sei. Diese Mitteilung beruht auf einer Verwechslung. Anton Weigel war wohl ein treues Glied der Versammlung, aber nie deren Leiter. Der erste Leiter war der Rechner Weigel.

Worte zum Nachdenken.

Ein Pilgrim gedenket nicht zu bleiben im Lande, da er waltet, und in der Herberge, da er über Nacht lieget, sondern sein Herz und seine Gedanken stehen anderswohin. Also seid, ihr Christen, spricht Gott, nur Fremdlinge und Gäste in dieser Welt und gehöret in ein ander Land und Reich, da ihr eine stete Herberge und bleibende Stadt habt ewiglich.

Dr. M. Luther.

Die zukünftige Herrlichkeit ist nicht etwa eine von außen uns zufallende Krone, sondern eine innerlich unter heißen Anfechtungen der Ewigkeit entgegenreifende Frucht.

In Christo kann man alles haben. Du seiest, wer du bist, komm nur getrost zu ihm. Willst du deine Wunden geheilt haben: er ist dein Arzt. Bist du von Sünden beschwert: er ist deine Gerechtigkeit. Brauchst du Hilfe: er ist deine Kraft. Fürchtest du den Tod: er ist dein Leben. Ambrosius.

Einem Christen soll und darf nichts unentbehrlich sein als Gottes Wort und dessen Kern und Stern: Jesus Christus.

Unser Kreuz tragen heißt: die unabänderlichen schweren Dinge unseres Lebens, unter denen Mut und Kraft zu zerbrechen drohen, doch im Glauben an die Liebe des himmlischen Vaters nehmen, heißt auf Posten, die verloren scheinen, doch treu aushalten, heißt, auch wenn der Kelch bis auf die Neige getrunken werden muß, doch an Gott nicht irre werden.

Ob Wogen auch brausen, ob Stürme auch wehn,
Fest steht die Verheißung: Der Herr wird's verstehn.

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 26. Juli, 7. nach Trinitatis.

Kollekte für die innere Mission.

Gottesdienst.

In der Stadtkirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer Sch w a b e.

Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Markusgemeinde.

Vormittags 9¹/₂ Uhr: Pfarrer D. S c h l o s s e r.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Matthäusgemeinde.
Pfarrer D. S c h l o s s e r.

Nächstkünftigen Sonntag, den 2. August, wird Beichte und heil. Abendmahl für Matthäus- und Markusgemeinde gemeinsam gehalten werden. Anmeldung dazu wird bei dem Pfarrer jeder Gemeinde erbeten.

In der Johanneskirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer A u s f e l d.

Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Johannese Gemeinde.

Vormittags 9¹/₂ Uhr: Pfarrer B e c h t o l s h e i m e r.

Beichte und heil. Abendmahl für Lukas- und Johannese Gemeinde gemeinsam. Anmeldung vorher bei dem Pfarrer jeder Gemeinde erbeten.

Vormittags 11¹/₄ Uhr: Kinderkirche für die Lukasgemeinde.
Pfarrer B e c h t o l s h e i m e r.

„Wartburg“, evangelischer Jünglings- und Männer-Verein.
(Diezstraße 15, Kirchstraße 9.)

Dienstag, abends 8¹/₂ Uhr, Bibelstunde,

Mittwoch, abends 8 Uhr, Turnstunde,

Donnerstag, abends 8¹/₂ Uhr, Lese- und Spielabend,

Samstag, abends 8¹/₂ Uhr, Versammlung der älteren Abteilung,

Sonntag, abends 8 Uhr, Vortragsabend, Diezstr. 15.

Gäste stets willkommen!

Bibelkränzchen für Schüler höherer Lehranstalten.

Jüngere Abteilung jeden Mittwoch von 6—7 Uhr. Ältere Abteilung jeden Samstag von 6—7 Uhr im Johannesaal.

Bibelkränzchen für Mädchen aus der Johannese Gemeinde.

Jeden Dienstag von 6—7 Uhr im Johannesaal.

Steckenpferd-Seife

v. Bergmann & Co., Radebeul ist die beste **Lilienmilchseife** i. zarte, weiße Haut u. blendend schön. Teint. St. 50 Pf. Überall z. hab.

Ankündigungen empfehlenswerter Firmen

Zum 15. August wird in einen Offiziershaushalt in Mainz ein in Hausarbeit erfahrenes Mädchen od. einf. Fräulein gesucht. Etwas Kochen erwünscht. Anerbieten nebst Zeugnisabschriften an Frau Hauptmann Gottschalk, Mainz, Diether v. Jfenburgstraße 13^{1/10}.

Carl Loos

Kirchenplatz 13 :: Telephon 797
Manufaktur- und Weißwaren
 Herren- u. Knabenkleider

Heh. Blum, Schuhlager, Neustadt 19
 Besonders billiger
Schuh-Verkauf
 15^{0/0} bis 20^{0/0}
 Reparaturen billigst

Ausverkauf
 elegant. Sommerhüte
 zu billigsten Preisen
Geschw. Holberg Nachf.

Rudolf Richter

Gießen, Marktstraße 24—26

Hüte und Mützen

Reichhaltige Auswahl. Billige Preise
 :: Rabattmarken. Reparaturen ::

Frdr. Teipel

16 Markt 16
 Vorteilhafte Bezugsquelle
 für
Strumpfwaren und Unterzeuge, Wäsche Kinder-Ausstattungen
 en gros Korsetts en detail
 Filiale: Frankfurter Straße.

Phoenix-Nähmaschine.

Auch andere Systeme stets auf Lager.
 Preisliste Mk. 60. — bis Mk. 180. —
 Nur bestbewährte Qualitäten
Fr. Linter, Ludwigstr. 16
 Reparaturwerkstatt f. Nähmaschinen

FRITZ NOWACK
 — Spèzial-Haus für —
Braut-Ausstattungen
 Eigenes Atelier zur Anfertigung von Wäsche-Ausstattungen
 Bei Ausstattungen Vorzugs-Preise!
WÄSCHE-FABRIK

Busch's Musikhaus

Ecke Kirchenplatz-Lindenplatz
Musik-Instrumente
 :: und Musikalien ::

Möbel.

Lieferung von bürgerl. Wohnungs-Einrichtungen, sowie sämtlicher Einzeilmöbel.
 Eigene Schreinerei - Begr. 1832.
C. Zimmermann
 Neuen Bäume 15.

Die wunderbarsten, preisgekröntesten nicht einlaufenden „Blitz“-
Strick-Garne
 Wolle von M 160 p Pfd an, Deckenwolle, Seidenwolle, „Blitz“ Strümpfe, Trikot-Wäsche versendet an Private sehr billig
 Muster umsonst franko,
Garnfabrik Georg Koob,
 Hoflieferant in Erfurt B. 295.

C. Stöver, Gießen
 Seltersweg 16
 Uhren, Gold- u. Silberwaren
 Bestecke
 Reparaturen in eigener Werkstatt prompt und billig

Carl Berger Nachf., Inh. Gust. Wittmann
 Kunst- und Handelsgärtnerei
 Blumengeschäft
 Marburg, Str. 98 Bahnhofstr. 45
 Blumen, Kränze und Buketts
 in reicher Auswahl
 zu billigsten Preisen.

Kleider-Stoffe
Blusen-Stoffe
Aussteuer-Artikel
Reste

außergewöhnlich billig
 Etagegeschäft. Seringe Unkosten
 Gemeinshaftlicher Einkauf mit
 3 Geschäften zusammen

Lina Bernard
 Gießen, Bismarckstraße 6

Reste in Kleiderstoffen sowie Weißwaren, Wollwaren, Kurzwaren, Strickwolle etc. empfiehlt bill.
K. Elle
 Nord-Anlage 35, Ecke Schottstraße

Heinrich Noll

Mäusburg Nr. 7 Telephone Nr. 292
Spezial-Geschäft für Bureaubedarf · Schreibmaschinen
 Papierhandlung, Buchbinderei, Gesangbücher, Moderne Kunstarbeiten, Photographische Apparate und Zubehöre

Bahnhofstr. 44 **C. Röhr & Co.** Bahnhofstr. 44
Betten-, Wäsche- und Ausstattungs-Geschäft
 Feder-Deckbetten Mk. 13.50, 15.50, 18.50 und besser
 Feder-Kissen Mk. 4.75, 5.50, 6.25 und besser
 Mitglied der Rabatt-Spar-Vereinigung

C. Leisler Ww.

Neuenweg Ecke Weidengasse
MÖBEL-LAGER
 Lieferung ganzer Ausstattungen
 :: sowie Einzel-Möbel ::
 Eigene Polster-Werkstätte

CARL LUDWIG LEIB

KUNSTHANDLUNG · BILDER-
 EINRAHMUNGS-GESCHÄFT
 VERGOLDEREI KIRCHSTR. 2 ANTIQUITÄTEN

Gustav Weischet, Elberfeld

Flügel, Pianos, Harmoniums
 Haupt-Kontor: Hofkamp 7
 Fernsprecher-Nummer 1847

Kunst-Harmonium-Fabrik
 Lagerbestand: 250 bis 300 Instrumente.
 Barzahl hoher Rabatt, Teilzahlung gern gestattet. Miete wird bei Kauf angerechnet.
 Spezialität: Harmoniums mit eingebautem Spielapparat, von jedermann sofort ohne Notenkenntnis zu spielen.
 Filialen in Dahlerau, Essen-Ruhr, Mühlheim-Ruhr, Pforzheim, Berlin
 Pracht-Katalog frei. Tüchtige Vertreter überall gesucht.



Edgar Borrmann, Giessen

Neustadt 11 **Eisenhandlung** Telephone 165
 empfiehlt:
 Oefen, Herde, kupferne und gußeiserne
 Waschkessel, Haus- und Küchengeräte
 Solinger Stahlwaren,
 Waffen und Munition, landwirtschaftliche Maschinen und Geräte,
 Vogelkäfige und Züchter-Utensilien, Fischereigeräte etc. etc.



Franz Bette

Mäusburg 10
 Fernsprecher-Nr. 666
Spezial-Geschäft
 in
Kurz-, Woll- u. Weißwaren
Erstlings-Ausstattungen
 Auswahlsendungen bereitwillig